

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 18

Artikel: Die Amsel
Autor: Niggli, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Amsel.

Von Martha Riggli.

Als ich früh im Frühling einmal krank lag, kam die Amsel und sang. Ich brauchte nur über den Vorplatz hinzuhorchen. Sie saß auf dem Apfelbaum, dessen Früchte den ganz gewöhnlichen Namen „Kaminfeger“ tragen. Oder sie setzte sich auf einen Ast des Pastorenbirnbau- baums, damit ich sie sehen konnte, wenn ich den Kopf vom Kissen hob. Dort sang sie. Es kann kein Mensch sagen, wie eine Amsel am frühen Morgen singt. Greife und alte Frauen, die über Nacht schlaflos gelegen und über ein langes Leben nachgedacht haben, werden wieder jung. Männer fassen über ihrem Sang kühne, starke Pläne. Liebende, über die in der Finsternis ein Traum von Trennung gefallen ist, fassen wieder Hoffnung und sind von neuem kindlich und gläubig.

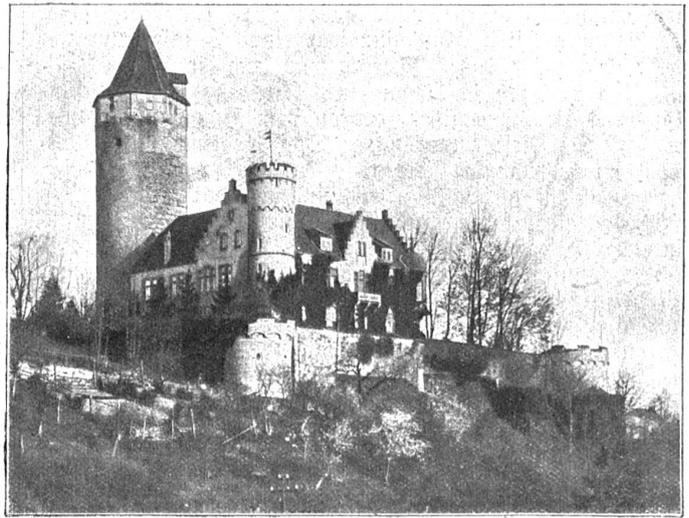
Daran mußte ich denken, und alles war schön und das Kranksein war süß. Und als ich wieder gesund war, schien die Amsel zu wissen, was sie mir bedeutete, und sie verließ mich nicht. Jeden Morgen um fünf Uhr war sie da. Sie dehnte ihre glänzend schwarze Brust im Lustgesang und es war, als fühlte sie, daß das Menschen- herz mitbebe. Später schien es bisweilen doch, als hätte sie mich verlassen, und den einen oder andern Tag mußte ich ohne ihren Ton an meine Arbeit gehen. Aber immer kam sie wieder. Und wenn ich genau hinzorchte, so ent- deckte ich, daß sie drüben im Walde sang auf den hohen hellen Buchen, die jetzt zu blühen begannen.

Sie konnte mich auch nicht verlassen. Sie war meine Amsel. Und wenn ich an Freunde zu schreiben hatte, so redete ich in meinen Briefen von ihr und nannte sie mein. Ich kam auf den Gedanken, daß es vielleicht so mit jeder Besitzergreifung bestellt gewesen sei. Der Armenisch klammerte sich an das, was er liebte, nannte es schließlich sein, glaubte, daß es sein wäre und erschlug endlich den, der es ihm bestritt. Ob es sich nun um eine Höhle, ein Stück



Turm der Gösbenburg in Jagsthausen.
(Die Brücke links fährt über den Burggraben.)

Ackerland oder um eine Amsel handelte, um jene oder diese Art des Genusses, der Genuß mußte Besitz werden und das Privateigentum entstand und Gesetze kamen, die es schützten.



Gösbenburg, von der Nordwestseite aus.

Aber die Amsel kümmerte sich nicht um das Gesetz von der historischen Entwicklung. So unbeschwert ist ein Vogel. Sie kam einfach einmal nicht mehr, trotzdem ich geglaubt hatte, sie wäre mein. Und man darf keinem Men- schen sagen, daß man um eine Amsel trauert, so elend lächerlich wäre das.

Aber eines Tages sagte mein Onkel, der gerne zitiert, zu unserer Kake, welche Tiger hieß: „Fort muß du, deine Uhr ist abgelaufen.“ Da wir jedoch Kaninchen und Schweine abgeschafft hatten, weil er nicht über sich brachte, eines von ihnen zu töten, oder einem Totschlag zuzusehen, so wußte ich wohl, daß es mit der Drohung von der abgelaufenen Uhr nicht viel auf sich hatte. Der Mensch sagt leicht so viel und kann nachher nicht wahr machen, was er so kühn behauptet hat. Aber warum sollte denn Tiger sterben? Mein Onkel sagte, Frauen könnte man nichts anvertrauen. Aber gerade als Frau brachte ich's noch am selben Abend heraus: Da, wo der Kaminfegerbaum sich gabelt, hatte meine so sehr verkannte Amsel mit einem sich unterdessen ange- trauten Weibe ein Nest gebaut und die Amselfrau saß nun dort und brütete, und Tiger stand im Verdacht des Bogelmordes. Es hatten schon früher Federn von Buch- finken auf der Terrasse gelegen und er hatte schon eine zerhackte blutige Schnauze mit heimgebracht, welche Wun- den nicht von Mäusen herrühren konnten.

Aber sei dem nun wie ihm wolle, so viel stand fest: Tiger konnte trotz aller Drohungen bei uns ein Patriarch werden. Ich kannte das von Hunden und Lieblingshühnern her, und nie hatte ich bis heute etwas dagegen gehabt. Ich hätte ja aus irgend einem dunkeln Zusammenhang heraus Schmerz und Eiferfucht darüber empfinden können, daß die Amsel nicht für mich gesungen hatte, so sehr ich's auch ge- glaubt hatte, sondern aus Selbstfucht, um ein Weibchen zu gewinnen, ein Heim und Kinder zu haben, das eigene Blut fortzupflanzen, und ich hätte über dieser Enttäuschung ihre Ermordung durch Tiger, die in diesem Falle einer Rache gleichgekommen wäre, vielleicht billigen können. Aber ich war nun nicht mehr jung und grausam, hatte manches gesehen und war darüber gelassen geworden. Mein wunder- barer Sänger mochte ein Weib haben, auch ein Heim und Kinder und sein Geschlecht fortpflanzen, er mochte nie, o, auch gar nie an mich gedacht haben, als er sang, ich hatte an ihn gedacht und darauf kam es an und darum war es wunderbar. Aber es geht lange, bis man zu solcher Er- kenntnis gelangt. Ich hatte sie und legte mein Opernglas bereit, um bei jeder Gelegenheit die Bewegung des Grases beobachten zu können, ob der Kater darin lauerte, bereit zum Sprung. Denn es war ja möglich, daß Tiger überhaupt nicht um das Nest wußte, und dann durfte er leben. So

viele entschleierte Geheimnisse haben ihren Entdeckern schon das Leben gekostet. Auch hier war eins. Es ging nur um das Leben einer Kaze. Aber es war doch ein Leben.

Und nun sah ich Tiger eines Morgens früh um fünf Uhr breit im Wege sitzen, der an dem Baum vorbeiläuft, und an das Nest emporrägen. Das Geheimnis war entschleiert und er mußte sterben.

Es ist ja gleichgültig, wie und wo das geschah, daß man ihn mit kuhwarmer Milch in die Küche lockte, ihn in einen Korb packte und einem Mann brachte, der ihn aß, das alles ist unwichtig. Aber wie war das nun damit, daß ich ein Leben dem andern opferte? War das nun also wirklich doch so, daß einer sterben mußte, damit der andere Platz hatte? Und war das so wichtig, ob es der eine oder der andere war, Amsel oder Kaze? War immer eins der Fraß des andern? Urfragen stiegen auf, auf die es keine Antworten mit sanften Gesichtern gibt. Höhlenbär und Höhlenmensch, Troglodyte und Aderbauer, Fürst und Höriger, Indianer und Kaukasier, Sieger war der Stärkere, Schlawere. War das wirklich ein ewiges und unwandelbares Naturgesetz? Einer war der Fraß des andern, die Amsel der Fraß der Kaze. Aber ich hatte eingegriffen, denn auch das ist ein Gesetz, daß die menschliche Vernunft sich auflehnt gegen die Uebergewalt der Natur und sie zu brechen versucht. Aber wiederum: Ich hatte die Kaze getötet, weil ich die Amsel liebte; die Kaze war irgendwie mein Fraß, der Fraß des Ueberlegeneren. Es war doch nichts anderes als das alte Naturgesetz, und alles drehte sich im selben Kreis und es schien daraus kein Entrinnen zu geben. Ich hatte das eine getötet, damit das andere lebte. Immer derselbe Gedanke, immer im Ring —

Aber der Tag ging vorbei, wie eben die Tage vorbei gehen, ob 200,000 Engländer in Flandern liegen oder eine Kaze getötet wird, und das Amselweibchen brütete fünf schöne, grüne, dunkel punktierte Eier aus. Jeden Tag ging ich hin, um zu sehen, ob die Mutter noch im Neste saß, denn unsere Käbin empfing bisweilen Freier auf der Heubühne, und es war möglich, daß diese Freier ihr Gelüsten auch noch mit dem Tode hühen müßten, wie es schon in dem alten Märchen geschah.

Aber sie wurden vom Schicksal aufgespart für später, denn es geschah dem Amselweib kein Schade und die Jungen schlüpfen aus, erst eins, dann die andern vier, eine fünfköpfige, erschreckende Häßlichkeit. Es gibt immer wieder Dinge, die zu schön oder zu häßlich sind, als daß die arme Sprache sie beschreiben könnte. Die jungen Amseln waren häßlich. Sie waren nackt. Sie hatten einen dünnen Grat von Haaren über dem Rücken. Sie hatten Häute über den fürchterlichen Augenhöhlen. In den dicken Adern pulste ein schwärzliches Blut. Aber das alles sagt nichts. Es ist nicht zu beschreiben.

Und darum hatte ich den schönen, grau gestreiften Vater getötet! So sahen die Nachkommen eines herrlichen Vaters und einer sanften, schönen Mutter aus! Aber so soll es sich verhalten mit den Sprossen großer Künstler. Alles Große ist nur einmal und nur in der Masse ist Vielheit.

Dennoch konnte ich die Jungen nicht aus den Augen lassen, die Kinder dieses Vaters, dessen Sang Greise wieder jung macht, Männern Mut einflößt und Liebende wieder gläubig macht. Sie waren adelig auch wenn sie sonst nichts waren als ein wenig schwärzliches Blut, das zwischen dünnen Häuten floß. Das Wort, daß nur der persönliche Wert Bedeutung habe, galt mir nicht für sie. Ich ließ die napoleonische Weltanschauung und kehrte zur alten Ahnenverehrung zurück. Das war nur Theorie, das vom Persönlichkeitswert. Vor der ersten Probe zerstob die neue Wertung. Verhielt es sich vielleicht mit allem so, nicht nur mit häßlichen und jungen Amseln, die von einem herrlichen adeligen Vater abstammen? Wer kennt sich selbst? Wissen wir, wann das Vernünftige standhält vor dem Gefühlsmäßigen, Ererbten?

Aber die Arme der elenden Tiere bekamen Kiele und die Kiele kleine Haare und aus den Haaren wurden die Federn, und der Amselvater flog hin und wider. Er hatte jetzt etwas Hausbadenes im Ton. Sein Gesang war ja recht. Aber es war nicht mehr die alte Lust und Wildheit. Die Mutter blieb mit dem Wurm im Schnabel auf dem Ast über meinem Haupte sitzen, wenn ich ans Nest trat. Sie floh nicht, aber sie kam auch nicht näher. Ihre Augen sahen mich an und sagten: Du scheinst ja ein anständiger Mensch zu sein, das heißt kulturgezähmt; aber man weiß nie, wann die Arnatur durchbricht, der Vernichtungswille, die Raubgier, die Mordsucht. Schließlich bist du doch nur ein Tier wie wir alle. Ich fresse den Wurm und bringe ihn meinen Jungen zum Fraß. Und du tötest Kagen und Menschen.

Aber es wäre ja lächerlich, einer Amsel zu glauben. Singen kann sie, aber Vernunft hat sie keine, keine Logik, kein Verständnis für Entwicklung, nichts von dem, was uns von ihr unterscheidet. Und doch muß ich immer wieder an sie denken und an das, was ich mit ihr erlebt.

San Marino, die kleinste Republik der Welt.

In Mittelitalien, an einem Ausläufer des Apennin, in der Nähe von Rimini liegt San Marino, eine Miniaturrepublik, die das kleinste Staatswesen der Welt darstellt. Um das schon 885 genannte Kloster San Marino sammelte sich eine Dorfbevölkerung, die ihr bürgerliches Gemeinwesen nach jenem Kloster oder Schutzheiligen taufte. Durch Kauf und auch mit den Waffen erweiterten die Bürger von San Marino in der Folgezeit ihr Gebiet. Oft hatte die kleine Republik furchtbar zu leiden unter den blutigen Kriegszügen und Aufständen des Mittelalters, wobei sie mehr als einmal, freilich jedesmal nur für kurze Zeit, die Freiheit und Selbstständigkeit verlor. Eine Bulle (päpstlicher Erlass) des Papstes Pius VII., 1817, welche die Freiheit der Republik aufs neue bestätigte, stellte San Marino in Marmor eingegraben an der Grenze auf und durch Konventionen von 1862, 1872 und 1897 hat sich der Kleinstaat bis auf den heutigen Tag unter den Schutz des Königs von Italien gestellt. Die Grundgesetze des Staates reichen in das 13. Jahrhundert hinauf. An Stelle der ursprünglichen Demokratie trat später als Leiter des Gemeinwesens und Vertreter nach außen der Große Rat, der aus 60 zu gleichen Teilen aus dem Adel, den Bürgern der Hauptstadt und den übrigen Bewohnern des Landes gewählten Ältesten besteht. Aus diesen 60 Mitgliedern, die auf Lebenszeit gewählt werden, wird jährlich als höchste Behörde der Rat der Zwölf gewählt, aus dessen Mitte zwei Regenten zur



Charakteristisches Straßenbild aus San Marino. ☞